

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 30. Juni 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 46.

Abend.

Von M. J.

Das ist die Zeit zum Träumen und zum Sehnen!
O komm, der Abend ist so wonnereich,
Aus Gartenbeeten leuchten die Blumen
Und rote Lichter gleiten über'n Teich.

Vom Dorf her helle Mädchenstimmen klingen.
Hörst du die Mär von Lieb und Herzeleid?

Leblosen und Resedendüfte bringen
Hinaus in dämmerstille Fernen weit.

Es schweigt der Wind — und seines Alltags Lärmes
Zerstört den Zauber dieser Feiertag —
Und giebt es Herzen, die sich einsam härmern,
So schließt ein Traum die müden Lider zu.

Woll Mitleid löst das heißen Tages
Thranen
Solch holden Abends mildes Flügelwehen

Das ist die Zeit zum Träumen und zum Sehnen
Wo selbst die Sorgen leise schlafen geh'n.

Zeichensprache.

Von A. Verthold.

Viele Stunden lang sind die Luftschiffer mit dem Freiballon über Wolken und dichtem Nebel gefahren. Längst haben sie jede Orientierung verloren. Zumeilen drang von unten her, durch die dicke Wolkenschicht, ein dumpfes Brausen zu ihnen herauf, das sie für das Geräusch der Meereswellen hielten. Ihr Ballastvorrath ist fast erschöpft. Da klingt, geradezu glücklicherweise, Hundegebell zu ihnen herauf. Sie befinden sich also über festem Lande. Die Ventilröhre wird gezogen, und in wenigen Sekunden ist der Ballon mitten in der dichten Wolkenschicht, die über der Erde lagert. Als er durch sie hindurchgeföhrt ist, sehen sich die Luftschiffer über einem dichtgeschlossenen Forst. Die letzten Säcke Ballast werden geopfert, um nicht in den Baumwipfeln zu landen. Ein ziemlich frischer Bodenwind treibt den Ballon auf eine weite Lichtung. Die Ventilröhre wird nochmals angezogen, und wie der Korb sich den Boden berührt, ergreift der Führer des Ballons die Reißleine. Klaffend öffnet sich die Ballonhülle, um das Gas entweichen zu lassen. Sanft und ohne jeden Schaden landen die beiden Insassen der Gondel auf einer grünen Wiese.

Wo sie sich befinden, davon haben sie keine Ahnung. Sie bergen die Ballonhülle, so gut es geht, und verpacken die Instrumente. Dann machen sie sich auf die Suche nach Menschen. Sie begegnen einigen Holzschlägern, gewaltigen, blondhäutigen Männern. Sie rufen ihnen zu und reden sie an. Sie erhalten auch eine Antwort, aber in gänzlich unverständlicher Sprache. Die Holzschläger verstehen erkaunt über die Fremdlinge, die ihnen plötzlich mitten im Walde begegnen.

Man muß zur Zeichensprache greifen, um sich durch Gesten und Winke einigermassen zu verständigen. Einer der Luftschiffer weist nach oben, nach dem Himmel und beschreibt mit den Händen einen gewaltigen Kreis, um die Form des Ballons anzudeuten. Er zeigt nach der Stelle, wo sie gelandet sind, und sucht durch Gesten die Manipulation der Landung klarzumachen. So viel Verständlich haben die Holzschläger, daß sie den beiden Fremdlingen bis an den Landungsplatz folgen, und wenn sie hier die verschiedenen Theile des Ballons sehen, wissen die blonden Riesen wohl, was geschehen ist. Aber wo sich die beiden Luftschiffer befinden, das können diese nicht feststellen.

Sie gehen mit den Holzschlägern weiter, und einer der Luftschiffer zieht eine Zigarre heraus und bietet solche auch den Holzschlägern an. Dann zieht er aus seiner Tasche eine Schachtel schwedischer Streichhölzer, und (wie schildern nach der Wirklichkeit) einer der Holzschläger nimmt eifrig die Schachtel, zeigt erst auf die und dann auf sich und seinen Genossen.

Die Zeichensprache verstehen die Luftschiffer: sie sind in Schweden gelandet. Die Holzschläger begleiten die Fremdlinge bis nach dem nächsten Dorfe und zu dem dortigen Geistlichen, der etwas Französisch spricht. Nun sind die Luftschiffer geborgen, sie haben wieder eine Verständigung durch die Stimme.

Gerade der sich jetzt entwickelnde Luftverkehr hat vielfach Luftschiffern,

die in fremden Ländern gelandet sind, Veranlassung gegeben, sich der Zeichensprache zu bedienen und deren Wichtigkeit kennen zu lernen. Man geht vielleicht nicht zu weit, wenn man behauptet: eine internationale Zeichensprache wäre von großem Vorteil. Nicht etwa nur um der Luftschiffer willen, sondern überhaupt wegen des Reiseverkehrs. Wohl haben wir Weltgesprachen. Große Verbreitung hat das Volapük gefunden, welches jetzt schon durch das Esperanto, das entschieden einen Fortschritt bedeutet, abgelöst worden ist. Aber die Völker, die gewöhnt sind, die Wörter anders auszusprechen, als man sie schreibt, also besonders die Engländer und Franzosen und mit den Engländern die Nordamerikaner und die Australier, werden sich im Esperanto schwer verständlich machen können. Wenn es gelänge, nur ein paar hundert Begriffe und Wörter, die man durch Zeichen mit den Händen und durch das Aufheben von einzelnen Körperstellen ausführen könnte, international festzustellen, wäre eine Verständigung möglich.

Das sogenannte Taubstummen-Alphabet hat seinen Werth wenigstens nicht in seiner jetzigen Gestalt. Man kann mittels einer Hand oder, wenn es rascher gehen soll, mit beiden Händen die Buchstaben A bis Z ziemlich rasch darstellen, und derjenige, der diese Sprache kennt, kann auch diese Buchstaben ablesen. Aber es würde noch nichts nützen, wenn man zum Beispiel einem Engländer deutsche Worte vorbuchstabieren wollte, und umgekehrt der Engländer dem Spanier englische Worte vorbuchstabiert. Man könnte in der Zeichensprache eine andere Bedeutung beilegen und es für die internationale Zeichensprache verwenden. Die moderne Schule für Taubstumme hält wenig von dem Taubstummen-Handalphabet, das einst als eine so große Errungenschaft betrachtet wurde. Man übt heute Taubstumme darauf ein, die Worte vom Munde abzulesen, und wenn ihnen das Schreiben beibringt, verhandelt man sich schließlich mit ihnen besser als durch die Zeichensprache.

Aber nicht nur für die Taubstummen und diejenige Menschen mit normalen Sinnen, die einer fremden Sprache untunlich sind, dient die Zeichensprache, sondern allenthalben in der Welt sehen wir sie täglich angewendet, und wer in die verschiedenen Arten der Zeichensprache eingeweiht ist, sieht noch viel mehr, beobachtet Dinge, von denen der Uneingeweihte nichts ahnt.

Welche große Bedeutung hat die Zeichensprache doch für die Kriegführung! Durch das Abgeben von Signalen, durch das Entsenden von Lichterscheinungen, am Tage durch den Heliographen, nachts durch Raketen und anderes Feuerwerk oder durch die Scheinwerfer auf den Kriegsschiffen und an Land, durch das Signalisieren mit kleinen Flaggen, den sogenannten Winkspruch — bei allen diesen Gelegenheiten verständlich man sich mittels der Zeichensprache. Wir kennen die Zeichensprache, die die Kirchenglocken uns geben. Diese können Signale verständlich den Mittags- und Abendstunden, verständlich uns Störgeräusch oder in kurzen, raschen Schlägen Alarm und Feuerlärm. Der Kanonenschuß dient dem Anzeichen großer Flüsse in weitem Umkreise als Warnungssignal, wenn die steigende Hochfluth heran kommt, damit sie sich und ihre Lieben auf höher gelegene Stellen retten. Wir verwenden die Zeichensprache in verschiedenen Klingelsignalen.

Außer dieser Zeichensprache, die man die offizielle nennen könnte, gibt es noch eine zweite, hochwichtige Art der Zeichensprache: die vielfältige Verständigung durch Zeichen, die dem Verbrechertum eigen ist, und dann die heimliche Zeichensprache zwischen Liebenden und guten Bekannten.

In einem vornehmen Lokal sitzen ein paar Herren an einem Tisch, die gegessen und getrunken haben und sich harmlos unterhalten. Ein anderer Herr setzt sich zu ihnen. Einer der zuerst Dagewesenen schiebt ganz unauffällig zwei Biergläser nebeneinander und legt die Zigarre in bestimmter Form auf den Tisch. Sein Gegenüber, ebenfalls ein Gauner, liest aus diesen Zeichen deutlich heraus: „Der Mann, der sich zu uns gesetzt hat, ist mir bekannt. Er ist einfältig, leichtgläubig und leicht Geld. Wir können ihn mit Leichtigkeit ausplündern.“

Der Gauner, der dieses Zeichen gelesen hat, berührt unauffällig seine Stirn, seinen Ellbogen und hält dann die Zigarre in eigentümlicher Form, und der Genosse liest: „Sei vorsichtig,

ich misstraue dem Mann am Nebentisch, ich halte ihn für einen Geheimpolitisten, wir wollen machen, daß wir davonkommen.“

In vornehmen Klub, in dem gespielt wird, sind die Gruppen der Spieler beim Baccarat oder beim Poter von Zuschauern umgeben, die sich auf das lebhafteste für das Spiel mit hohen Einsätzen interessieren. Einer dieser Spieler ist ein anständiger Mann, ein sogenannter „Freier“, der „geschoben“ werden soll, das heißt ein Mensch, den die Gauner ausplündern wollen. Der andere Spieler ist ein elegant gekleideter Gauner, und ihm gegenüber hinter dem „Freier“ steht der Genosse des Gauners, der beständig, ohne daß jemand es ahnt, seinem gomerischen Geschäft durch Zeichen verrät, welche Karten der Gegner hat. Diese Zeichen sind ganz unauffällig, bestehen ebenfalls in der verschiedenen Art, die Zigarre zu halten, zu rauchen, unauffällig irgendeine Stelle des Gesichtes oder des Kopfes zu berühren, und es gibt so viele Variationen, daß selbst jemand, der den Gauner beobachtet, kaum etwas von den Signalisieren und der Zeichensprache merken wird, wenn er nicht in diese gomerischen Tricks eingeweiht ist.

Gegenüber in der Straße wohnt ein Freund, mit dem ich mich den ganzen Tag durch die Zeichensprache unterhalten kann, ohne daß wir das Zimmer zu verlassen brauchen und ohne daß jemand ahnt, was wir miteinander verabreden. Wir haben an unserem Fenster grüne Jalousien, aus schmalen, dünnen Holzstreifen bestehend, die man von Innern des Zimmers aus festschraubt und waagrecht stellen kann. Das ist für meinen Freund die Nachricht, daß ich nicht zu Hause bin. Komme ich nach Hause, stelle ich die Jalousie festschraubt. Ein Pfiff ist das Zeichen, daß mein Freund mit mir signalisieren will, und sowohl bei Tage noch besser oder bei Nacht können wir, wenn Licht im Zimmer ist, mit den Holzstreifen der Jalousie uns das ganze Morse-Alphabet, welches aus Strichen und Punkten besteht, signalisieren und uns so ganz vorzüglich und rasch unterhalten. Ein Deffnen der Jalousie und ein etwas längeres Offenhalten bedeutet den Strich, ein kurzes Anrücken beim Deffnen den Punkt des Morse-Alphabets.

Dieses Signalisieren mit dem Deffnen und Schließen von Jalousien verwenden die Engländer sogar in Feldjügen, indem sie zusammengelegte Jalousien, die in zusammenlegbare Rahmen gespannt werden können, mit sich führen und diese Jalousien auf Baumwipfeln oder Bergeshöhen aufstellen.

Jahrbundertlang hat sich durch Bündel und Stod bei dem Handwerkesstellen auf der Wanderschaft eine Zeichensprache erhalten. So erkannte man den Zimmergesellen, der eine Stadt betrat, daran, daß er den Stod durch das Reißbündel gesteckt trug und die Riemen des Reißbündels oder Reißbündels gelöst waren. Am der Drechslergeselle in eine Werkstatt, um dort um Arbeit oder Unterstüßung anzusprechen, so legte er die rechte Hand auf die Drehbank, steckte den Hut auf den Stod und hielt beides in der linken Hand hoch. Dazu rief er: „Hui Geselle!“ Der Steinmetzen erkannte man daran, daß er die beiden obersten Knöpfe seines schwarzen Rockes zugeknöpft hatte, wenn er das Haus des Meisters oder einen Werkplatz betrat. Kurzum, überall sehen wir eine Zeichensprache, die zum Theil Jahrhunderte alt, zum Theil neu und in beständiger Weiterentwicklung begriffen ist.

Vor dem Untersuchungsrichter stehen zwei Verbrecher, jeder beobachtet von einem besonderen Gerichtsdiener. Die Verbrecher machen eine sogenannte Konfrontation, eine Gegenüberstellung durch, und sie sollen dadurch, daß sie vernehmen, welche Aussage jeder einzelne von ihnen gemacht hat, verblüfft werden. Die beiden Gauner sehen so unschuldig aus und machen sich gar keine auffälligen Zeichen, denn solche würde man ihnen verbieten. Aber das tiefe Abemholen des einen sagt dem anderen Genossen deutlich: „Bleibe bei deinem Leugnen und gesteh nichts!“ Oder ein unauffälliges waagrechtes Streichen über den Tisch des Untersuchungsrichters von der Hand des einen Verbrechers heißt: „Ich habe nichts, absolut nichts gestanden,“ und während der Untersuchungsrichter dem einen Vorhaltungen macht, legt der andere Verbrecher die Hand auf die Brust, nur einen einzigen Augenblick lang, aber der Genosse weiß, daß das heißt: „Lach dich nicht verblüffen, der Mann weiß gar nichts und will dich nur erschrecken und zu einem Geständnis bringen.“

In den Gefängnissen spielt ja die

Zeichensprache eine große Rolle und wird mit solcher Energie geübt, daß es selbst im modernsten Gefängnisse absolut unmöglich ist, die beständige Verbindung und das Zeichengeben der Gefangenen untereinander zu verhindern. Durch Klopfen an die Wand oder auf Leitungsröhren, durch Singen, durch Pfeifen wird eine fortwährende Verbindung im Gefängnis sehr oft durch sämmtliche Stagen u. von einem Flügel des Gefängnisses zum andern auf weitere Entfernungen natürlich durch Vermittlung von anderen Gefängnisinsassen unterhalten und ausgeführt. Ein Husten, ein Riefen eines Gefangenen, wenn er an der Zelle eines andern vorübergeführt wird, ein Räuspfern genügt, um ein Zeichen zu geben, und wenn sich Gefangene im Korridor oder auf einem Spaziergange begehen, genügt ein Augenwinkeln, ein Verziehen des Mundes, um ein Zeichen zu geben, das der strengsten Ueberwachung entgeht.

So sehen wir allenthalben heute noch eine Zeichensprache angewendet, die, theils heimlich, theils offen, zu verschiedenen und guten, aber auch zu verbrecherischen Zwecken ausgiebt wird oder den heimlichen Zwecken Liebender dient. Wir sehen täglich interessante Aeußerungen dieser Zeichensprache, wenn wir nur mit offenen Augen und mit einiger Kenntniss der verschiedenen Möglichkeiten von Zeichen um uns blicken und die Erscheinungen, die uns begegnen, zu deuten suchen.

Ein dankbarer Freund.

Humoreske von George Dellavob.

Doktor Hans Kirchmayer war sehr lieber Laune. Den ganzen Vormittag hatten ihn seine Krankendienstboten nicht nur von einem Ende des Städtchens zum andern, sondern auch weit in der Umgebung herumgeführt. Und als er nun endlich takt, daß er hungrig vor seinem Hause anlangte, gab ihm der Anblick von Madame Aurelie's „Erster“, die gerade aus der Thür trat, einen Stich in's Herz. Der große Karton, den das Launmädchen schleppte, bedeutete, daß Annie ein neues Kleid bestellt hatte, ohne ihn vorher zu fragen. Und Madame Aurelie's Rechnung, die in Gesellschaft so vieler anderer unter dem großen Briefbeschwerer träumte, war, weiß Gott, schon lang genug.

Im Vorzimmer traf sein erster Blick eine kleine Riste, die, noch ungenutzt, auf dem Tische stand — also auch noch Sendungen von auswärts!

Die taum etwas geglättete Stirn des Doktors verfinsterte sich wieder, und mit der Miene eines Märtyrers begann er sich seiner nassen Leberleider zu entledigen.

„Was machst du denn so ein böses Gesicht, Hansel?“

Beim Anblick des reizenden Gesichtchens unter dem goldenen Haarergoßte der Doktor seinen Groll schwinden. Um nur etwas von seiner Würde zu retten, fragte er mit einer pathetischen Handbewegung nach der Riste:

„Was ist denn das schon wieder, du leichsinntiges Weibchen?“

Annie betrachtete erkaunt die Riste. „Das weiß ich nicht — die Köchin muß sie übernommen haben, während ich aus war“, dann mit plötzlichem Erleuchtung — „du! Heute ist ja der 25. März!“

Der Doktor griff hastig nach dem Frachtbrief: „Silberwaare!“ Aber sein Gesicht sah gar nicht vergnügt aus.

„Ich möchte wirklich wissen, wer dieser Unbekannte ist, der es sich in den Kopf setzt, uns an diesem Tage zu beschenken!“ murmelte er, während er sich bemühte, den Dedel loszusprengen.

„Vielleicht ein Millionär, der dir sein Leben verdankt.“

„Unter meinen Patienten hat sich leider nie etwas von dieser Sorte befunden — das vergißt du lieber immer!“ meinte der Doktor mit einem trüben Lächeln. Annie schien diese Anspielung zu überhören, sie widmete eifrig die letzte Hülle von einem prachtvoll in Silber montirten Weintrag.

„Ach, schau nur, Hans, wie reizend!“

„Es ist wirklich kein Platz mehr auf unserem Büffel!“ sagte der Doktor ganz ungerührt von der Kostbarkeit des Geschenkes.

„Ich muß aber doch herausbekommen, wer es ist“, murmelte er.

„Ich finde gerade das Geheimnißvolle dieser Sendungen so hübsch“, sagte Annie mit einem tofetten Lächeln, „man kann sich so viel dabei denken.“

Einige Tage später kam der Doktor ganz aufgeregt in das Zimmer seiner Frau gestürzt.

„Ich hab ihn, Schatz, ich hab ihn!“

„Wen?“ Annie schaute taum von den Spitzen und Bändern auf, in welchen sie gerade kramte.

„Den Geheimnißvollen — den anonymen Spender!“ frohlockte der Doktor.

Annie ließ alles fallen. „Wer ist es denn? Wie hast du es herausbekommen?“

Ihr Mann lachte: „Jetzt sollte ich dich erst ordentlich zappeln lassen! Bei der Firma, von der die letzte Sendung kam, ist ein Bekannter von mir angeheftet, der hat mir den Auftragsgeber verrathen.“

„Aber wer ist es denn?“

„Ja — das ist wunderbar! Auf den wäre ich nie verfallen. — Ein alter Bekannter von uns beiden — Friedrich Wendelin!“

„Friedrich Wendelin!“ rief Annie erkaunt aus. Dann wiederholte sie topfschüttelnd leise — „Friedrich Wendelin!“

Hans Kirchmayer überkam ein unbehagliches Gefühl. Er sah wie ein Schatten über Annie's Gesicht huschte — nur einen Augenblick lang — dann schied sie schon wieder. Aber das war ein verträumtes Lächeln und ihre Augen schauten so seltsam an ihm vorbei — nach dem blauen Himmel draußen — als zögen dort in den Wolken vergessene Gestalten vorüber. — Und vor seinen eigenen Augen plöschte plötzlich ein blonder Männerkopf auf — aus den dicken Locken rieselte ein rothes Wächlein auf die weiße Stirn. — Mit einem heiseren Laut preßte er die Hand vor die Augen.

„Der arme Frik!“ hörte er Annie sagen, „er hat mich doch nicht vergessen können!“

Der Doktor fuhr herum.

„Du denkst also das gilt dir?“ Er versuchte zu lachen — es klang schrill durch's Zimmer. Annie schaute ihn groß an.

„Dir doch nicht? Hast du vergessen, was zwischen euch vorgefallen ist?“

Er hatte es vergessen. — Aber jetzt war dafür gesorgt, daß dies nicht mehr geschehen würde! Wenn Wendelin diese Absicht mit seinen geheimnißvollen Sendungen vernüpfte hätte — es hätte ihm nicht besser gelingen können. Hans Kirchmayer schlief im Stillen tausendmal seiner Neugierde. Friedrich Wendelin war ein Geist, der einmal gerufen, nicht wieder verschwinden wollte. Er blieb und füllte bald das ganze Haus mit seiner Gegenwart.

Annie war tief gerührt über diesen Ritter Toggenburg. Sie kramte alle alten Geschichten aus und ihre lebhaft Phantasie ergänzte die Lücken ihres Gedächtnisses, schmückte den Abwesenden mit allen glänzenden Eigenschaften.

Bald war es so weit, daß sie Verleichte anzustellen begann, und wenn ihre Mann sich einer ihrer Launen widerlegte, endete jedes Gesicht damit, daß Friedrich Wendelin als schweres Gesicht aufgeföhrt wurde.

Hans Kirchmayer war bis jetzt taum mit der Wirklichkeit fertig geworden. Gespenstern gegenüber versagte seine Energie vollständig.

Der Tropfen, der den Becher zum Ueberlaufen brachte, ließ indeß nicht lange auf sich warten. Ein Frühlingsfest, das Annie besuchen wollte, und die neue Toilette, die sie für diese Gelegenheit als unbedingt nötig erklärte, waren die Funken, die den lang aufgehäuften Jüdstoff in Brand setzten.

Annie weinte bittere Thränen, bejaammerte ihr freudloses Leben, die Täuschungen, die sie erliden mußte. Und zuletzt kam Friedrich Wendelin aus der Versenkung gestiegen.

„Der hätte sie gewiß auf Händen getragen.“

Der Doktor machte seinen Frieden als ein geschlagener Mann. Aber dieser letzte Kampf hatte einen Entschluß in ihm reifen gemacht, mit dem er noch zögernd gespielt hatte.

Am nächsten Tag sah er schon in einem Cafe der Hauptstadt und suchte im Adreßbuch; er wollte dem Gespenst endlich zu Leibe gehen. Es fand sich bald, daß der ehemalige Korpsbruder jetzt Augenarzt war und seine eigene Klinik, im Villenviertel der Stadt gelegen, besaß. „Wohin?“

„Kirchmayer! Das nenne ich eine Ueberaschung!“

längst erloschene Zigarre in die bronzene Schale schleudernd, „lassen wir diese Komödie! Ich bin gekommen, dich um eine Auskunft zu bitten.“

„Ich stehe zu deiner Verfügung.“

„Du wirst nicht leugnen wollen, daß du uns schon seit Jahren werthvolle Geschenke schickst. Du und ich sind nicht so von einander geschieden, daß ich sie auf meine Person beziehen könnte. Ich muß dich also fragen, ob sie mit meiner Frau vernüpf sind?“

„Ja!“ sagte der Andere ganz ruhig.

„Wendelin!“

„Aber die Geschenke galten euch beiden, jedem aus einem anderen Grunde. Du verstehst mich nicht? Da werde ich wohl die ganze Geschichte erzählen müssen. Setz dich ruhig nieder, Hans, und zünde dir eine frische Zigarre an.“

Hans Kirchmayer ließ sich in den tiefen Sessel zurücklehnen und nahm mechanisch eine Zigarre aus dem hingehobenen Kistchen, das Angüden vergab er, seine Augen gingen an den schlanken Fingern Wendelins, sie strichen das widerspenstige Haar aus der Stirn. Dabei glitt etwas zwischen ihnen hervor wie eine dünne, rote Schlange.

„Um beim Anfang anzufangen: Es waren einmal zwei Studenten. Die waren unzertrennlich, trugen miteinander, was der Tag brachte, theilten alles miteinander, den letzten Groschen! Und wenn einer auf Mensur mußte, so stand der andere neben ihm, der treueste Sekundant! Bis die Liebe kam.“

Ihr Pfeil war in Gift getaucht. Das traf heimlich weiter, bis es die festseltendste Freundschaft der beiden zerlegt hatte. An ihre Stelle trat Mißtrauen, Neid, Eifersucht, alles geschickt von der quälenden Ungewissenheit. Denn das schöne Mädchen wußte seine freundlichen Blicke so gleichmäßig zu vertheilen, daß keiner sich der Verleumdungen hielt. Sonst hätte er sich ja doch vielleicht den Verzicht abgerungen.

Und es kam die Katastrophe — der Ball, den einer von ihnen mit der schönen Professorstochter eröffnen sollte. Im Streit um diesen Vorzug flammte alles auf, was bisher gehütete Funten gewesen — das Ende die schwere Beleidigung mit ihren Folgen.

Der eine bekam einen schweren Hieb über den Kopf, der ihn für Monate auf's Krankentlager warf — in dessen Verlobte sich der andere mit dem blonden Mädchen.

„Frik“, sagte Kirchmayer heiser, „Frik“

„Warte noch, Hans! Jetzt kommt meine Schuld an die Reihe.“

Kirchmayer ließ die ausgestreckte Hand sinken und richtete sich straff in die Höhe.

„Als ich wieder gesund war, hatte mich der Zufall zum reichen Mann gemacht. Ich konnte nun leben, wie es mir gefiel. Aber ich hatte nicht vergessen — der Gedanke an Annie machte mir das Leben zur Qual. Ich wollte sie wenigstens sehen; wissen, wie sie lebte! Unter fremdem Namen kam ich in eure Stadt, da konnte ich sie nun von ferne sehen, sie beobachten. Und ich sah und hörte allerlei.“

Kirchmayer that einen scheuen Blick nach des anderen Gesicht.

„Mache dich jetzt auf die schwerste Krankheit gefaßt, lieber Hans. Du lerne ich sie erst kennen, anders sehen als bisher mit meinen von Nichterfucht verblendeten Augen. Nichts Böses, Kleinigkeiten. Aber Kleinigkeiten, die mich erkennen lassen, daß sie und ich nicht glücklich geworden wären. Da fing ich an“ — er fuhr über die rote Narbe — „das da mit anderen Gefühlen, mit einer Art Dankbarkeit zu betrachten. Und eines Tages kam mir der tolle Einfall, Dir am Jahrestage unseres Duells ein Geschenk zu schicken — als stilles Zeichen meiner Dankbarkeit!“

Hans Kirchmayer erkaunte die Hand, die der Andere ihm nun bot und hielt sie lange fest. Es zuckte dabei seltsam über sein Gesicht.

„Was soll ich jetzt anfangen?“

„Fragte er endlich. „Du hast Annie verheiratet — sie schwärmt von dir — glaubt felsenfest an die Beständigkeit deiner Gefühle.“

„Du wirst ihr von meiner Frau erzählen“, lächelte Friedrich Wendelin, „wir gehen jetzt zu ihr; sie wird sich freuen, meinen alten Freund begrüßen zu können!“

Das Gähnen mag ärztlicher Ansicht nach gesund und dem Wohlbefinden zuträglich sein, als höflich gilt es in anfänglicher Gesellschaft deshalb doch nicht.